

Im Glanz der Krone.

— Kaiser Franz Josephs 85. Geburtstag. —

Der Patriarch auf dem Throne, Kaiser Franz Joseph, hat am 18. d. Mts. sein 85. Lebensjahr vollendet. Der Greis sieht, wenn auch aus einer eisernen Blütezeit, die Früchte einer überreichen Lebensarbeit reifen. Der Weg des greisen Monarchen war ein dorniger, und alles Leid, das Menschenherzen erfahren können, ist ihm widerfahren. Aber wie sein Land in allen Stürmen seine Lebenskraft erwiebs und heute der stauenden Welt leuchtende Beweise innerer Geistesfestigkeit gibt, so ist Kaiser Franz Joseph selbst ein Symbol dieser Ausdauer und Standhaftigkeit. Sein Leben war Kampf und Leid, Mühe und Arbeit, und nun umstrahlt ihn am Lebensabend der unsterbliche Ruhm, den seine verdienstvollen Truppen für Österreich-Ungarn erworben, nun erquidt sein müdes Herz der Anblick des einigen Reiches.

Einem achtzehnjährigen Jüngling wurde vor Nebenbuhlern die Krone der Habsburger aufs Haupt gesetzt. Ein hohes Mädchen alter lang ruht sie nun auf diesem Haupt, das inwieweit ein weltumarmendes Geistesleben geworden ist. Doch hoch und aufrecht, ungebeugt und kraftvoll wie einst der Jüngling trägt heute der Greis, den nur mehr eineinhalb Jahrzehnte von der Schwelle des Jahrhunderts trennen, die würdevolle Herrlichkeit dieser Krone. Wohl kein zweiter Mann des gleichen Alters lebt, der sich nicht längst schon aller Sorgen entbunden hätte, sich nicht längst schon seines Lebens freute. Ihm aber, dem Herrscher, hat ein hartes Geschick, das ihn niemals schonte, im höchsten Alter noch seine schwerste Sendung befohlen: Den ersten Schwereitskrieg zu führen in dem von den Wilderlächern längst als geschlossener Weltbrand. Wie hart war die Pflicht, die hier ein vierundachtzigjähriger mit jüngerlicher Entschlossenheit erfüllte, sagt das unerschütterliche herrliche Manier, das weltgeschichtlich ist, heute schon nach einem Jahre, wie es geschichtlich bedeutsam war am Tage seines Erstgeborenen, das Manifest: An meine Völker!

Es war mein fehnlicher Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und meine Völker vor den schweren Opfern des Krieges zu bewahren. ... Und dann gegen Ende: „Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gemüthe betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist. ...“ Und fast ein Jahr später, da statt der ersehnten Sonne neue Wetterwolken herantrieben, muß er sich nochmals an seine Völker wenden: „Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt. ...“

Dem ritterlichen Greis auf dem Habsburger Thron ist auch das schwerste nicht erspart geblieben. Aber auch jetzt ist er aufrecht, ungebrochen wie in den Stürmen der Vergangenheit. Als der achtzehnjährige im Revolutionsjahr 1848 den Thron bestieg, umdrohten ihn rings Gefahren. Die Grundfesten der habsburgischen Monarchie begannen zu wanken. Ungarn dachte sich loszureißen und mußte mit eiserner Hand zurückgezwungen werden, während Madagdy die eben erst niedergeworfenen sardinischen Truppen von neuem bekämpfen mußte. Und als in 10-jährigen Mähen die Wunden, die langjährige Vernachlässigung der inneren Organisation des Reiches geschlagen hatte, durch gesunde Finanzwirtschaft und eine großzügige Verkehrspolitik zu heilen begannen, da klopfte von neuem das wachsende Italien an die Pforten und entriß den Österreichern mit Frankreichs Hilfe die Lombardie.

Auf die Ereignisse der Jahre 1864/65 folgte die Krise im inneren Junit mit Ungarn, der zwar durch den sogenannten Ausgleich normal beigelegt wurde, aber bis zum Kriegsausbruch immer wieder den Frieden im Innern bedrohte. Wenn die habsburgische Macht unter diesen Schlägen nicht zusammenbrach, wenn heute Österreich-Ungarn mit Zug und Recht zu den ausschlaggebenden Großmächten Europas sich zählen darf, so ist das nicht am letzten der Staatsklugheit und dem unerschütterlichen, beharrlichen Willen des Kaisers Franz Joseph zu danken. Wie er seinen häuslichen Rummern mannhaltig ertrug — sein einziger Sohn Rudolf sank früh ins Grab, seine Gattin

Helene durch Mordhand —, so hielt er mit nie versagender Ruhe und Würde jedem Unheil, das über sein Land kam, stand und wußte seine Folgen abzuwehren.

Vor allem aber dankt Österreich-Ungarn seinem greisen Monarchen das starke unverbrüchliche Bündnis mit dem Deutschen Reich. Schulter an Schulter mit dem ihm in enger Freundschaft verbundenen Deutschen Kaiserreich stehend, hat er den österreichischen Staat der Morgenröte einer neuen Zukunft entgegengeführt. Sein politisches Werk wurde geleistet, als Bosnien und die Herzegovina an Österreich fielen, die jetzt dessen feste Bollwerke für die Macht im Osten bilden. Nun hat dieses Werk das moskowitische Dabst und die Verblendung der allerhöchsten Herrscher noch einmal geahndet; aber nur, um aller Welt vor Augen zu führen, wie festgefügt Österreich-Ungarns Staatsgebilde ist.

Kaiser Franz Joseph kann, wie er mit reinem Gewissen in den Krieg eintrat, der zum Weltbrande werden sollte, mit ruhiger Zuversicht dem Ausgang entgegenharren. Die allgemeine Kriegslage bei Beginn des zweiten Jahres läßt das Beste für das Ende erhoffen. So wird dem Monarchen auf dem Thron der Habsburger hoffentlich dieser letzte Schwereitskrieg seines überreichen Lebens zugleich der Vorabend einer neuen Hoffnung, einer stolzen Genugtuung: Die Doppelmonarchie nach innen, greint durch das gemeinsame verlassene Blut aller Landesfinder, nach außen gestärkt durch das vermehrte Ansehen auf dem Balkan und durch die Befreiung von dem schicksalhaften Nachbar Russland sowohl wie von dem türkischen Freunde Italien. Kaiser Franz Joseph hat im 85. Lebensjahre dem Glanze der Krone Habsburg neue Weite gegeben. Möge er — nach errungenem Siege — noch einen langen gesegneten Lebensabend in der Liebe seiner Völker genießen. Das ist Deutschlands tiefgefühlter Wunsch. Westmann.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der milit. Zentralbehörde zugelassene Nachrichten.

Frankreichs Kriegsziele.

Ein längerer Artikel im „Echo de Paris“ führt aus, an einen Frieden sei noch gar nicht zu denken. Gewisse Friedensfreunde scheinen vergessen zu haben, daß Frankreich infolge ihrer Bemühungen ungenügend bewaffnet in den Krieg gezogen ist, und jetzt wollen dieselben Friedensfreunde Frankreich veranlassen, das Schwert in die Scheide zu stecken, bevor es einen Schild gegen die Angriffe Deutschlands erlangt hat. Frankreich müsse den Schlüssel zu seinem Lande und ebenfalls die Rheingrenze behaupten. Dazu gehören auch Brückenköpfe auf dem rechten Ufer des Rheins. Vorher gäbe es für Frankreich keinen Frieden. Die Ausführungen zeigen, welche Arbeit unsere Feldgrauen noch zu leisten haben, ehe man in Frankreich zur Einsicht kommt.

Die letzte Rückzugslinie der Russen.

Nach den Ausführungen dänischer Blätter haben die Russen nunmehr ihren Rückzug bis zu der Stellung vollzogen, wobei sie in Aussicht nahmen, das Meer neu zu organisieren, mit neuer Munition zu versehen und von neuem zur Offensive überzugehen. Die große, für die Entscheidung des Krieges vielleicht bedeutungsvolle Frage ist nunmehr, ob sie jetzt wirklich diese Linie verteidigen können oder erneut zu verhängnisvollem Rückzuge gezwungen werden, denn hinter Brest-Litovsk liegen bekanntlich die großen Motinowwerke. Aber selbst wenn die Russen die neue Stellung halten sollten, so ist doch zu bedenken, daß es nur ein sehr geschwächtes Heer ist, das zurückzieht. Um den Rückzug zu decken, mußten die Russen ihre besten Truppen und besonders die Garde einsetzen. Ob sie die nötige Zeit zur Reorganisation finden werden, ist sehr fraglich. Vorläufig deutet noch nichts darauf hin, daß die deutsche Angriffskraft, wie die Russen behaupten, sich vermindert habe, denn selbst in Kurland und die Deutschen wieder zum Angriff übergegangen.

Sühne für Warschau.

Die von der Duma angenommene Tagesordnung, die die sofortige Beiräumung der an der

Abmung Warschauer Schulbigen verlangte, ist nach dem Mailänder „Secolo“ prompt ausgeführt worden. Der russische Kriegsminister teilte Vertretern der Duma mit, daß drei Beamte des Kriegsministeriums in der Petersburger Wladimir aufgehängt worden sind, und daß ein vierter zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt wurde.

Bulgarische Wünsche.

Der Stimmung in gewissen Kreisen Bulgariens verleiht ein Artikel des „Sofioter Blattes“ „Ambane“ Ausdruck, in dem ein angelegener Militärschriftsteller erklärt: „Jeder von uns, der Menschenwürde besitzt und sich als Bulgare fühlt, muß sich über den Zusammenbruch der russischen Armeen freuen. Möge Gott den tapferen österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen Kräfte verleihen, um die russische Armee vollends zu schlagen und in die Sumpfe einzutreiben, damit Russland niemals mehr Europa und den Balkan mit seinen gierigen wilden Instinkten beunruhigen könne.“

Im dunklen Paris.

Wer heute durch unsere deutschen Hauptstädte schlendert und nicht wüßte, daß Krieg ist, würde es am Leben und Treiben auf der Straße sicher nicht merken, wenn es ihm die Feldgrauen nicht verrieten mit ihren Bandagen und Stöcken. Das geschäftliche Leben hat sich, auch in Berlin, kaum verändert. Die öffentlichen Lokale zeigen alles andere eher denn Leere. Nur die Menschen sind ernster geworden, aber niemand wird behaupten, daß das nicht eher angenehm als unangenehm aufstele.

Anders ist es in Paris! Wie ein aus dem einseitigen Seinerbabele zurückgekehrter Schweizer in einem Züricher Blatt erzählt, herrscht in Paris abends fast völlige Dunkelheit. Nur wenige Lichter werden angezündet, die Terrassen der zahllosen Boulevards sind dunkel und die Straßen öde und leer. Der Pariser geht lieber nach Hause, ehe er im Dunkeln herumirrt. Um 1/10 Uhr sind alle Straßen vollkommen menschenleer, um 1/11 Uhr werden die Gassen geschlossen, mit einem Wort: Paris ist zur öden Provinzstadt geworden. Die unheimliche Dunkelheit ist bereits zu einer öffentlichen Gefahr geworden. Die Apachen (Verbrecher) sind verschwunden, aber allerlei grüne halbwaldfähige Bengel von 15 und 16 Jahren füllen diese Lücke aus. Es wird eine überaus gefährliche Zunahme von Überfällen in der Dunkelheit von Seiten der minderjährigen Vandalen festgestellt, und man verlangt vom Generalkommando ein energisches Vorgehen.

Auch sonst zeigt Paris recht einschneidende Abweichungen vom Leben in deutschen Großstädten zur Kriegszeit. So wehrt der Schweizer zu berichten, daß mehrere große Pariser Geschäfte in ihren Schaufenstern Ehrenkränze ausgestellt haben, auf denen das mobilisierte Personal namentlich verzeichnet ist. Dahinter stehen Nachrichten, wie „tot“, „verwundet“ oder „gefangen“. Wer ein Weibchen vor diesen Tafeln sieht und das Publikum beobachtet, sieht, wie es mit unorthodoxem Erstaunen die Kolonnen von Toten und namentlich auch Gefangenen mustert und gedankenvoll von dannen geht. Hier verlagert das Schlagwort „tout va bien“ (alles geht gut).

Paris muß eben nicht nur unter dem Dunkel der mangelnden elektrischen Beleuchtung leiden, sondern unter dem schlimmeren Dunkel der Unwahrheit der Berichte vom Kriegsschauplatz. „Alles geht gut!“ Mit den drei Worten hofft die französische Regierung ihr Volk über den Krieg hinwegzutäuschen. Verurteilt werden nicht veröffentlicht, wie es ja Russland und Italien auch nicht tun. Wenn da einmal das Licht der Wahrheit über Frankreich kommt, wird das eine ganz andere Wirkung haben als das Wiederaufkommen der elektrischen Birnen in und vor den Gassen auf den Boulevards. Paris ist in Dunkelheit gehüllt über sein eigenes Schicksal. Wenn da mal das Licht der Wahrheit ausstrahlt, wird der Pariser mehr tun als mit dem Kopf schütteln, wie heute bei den überausenden nachmittäglichen Verurteilungen in den Schaufenstern. Er wird auch „gedankenvoll“ werden, d. h. sich seine

eigenen Gedanken machen über jene Leute, die sein Land frevelhaft in den Abgrund stürzen und es in Unwissenheit hielten über das eigene Schicksal. Und solcher gedankenvoller Leute wird es bald auch in Rom geben. Das Licht der Wahrheit hat eine gefährliche Macht, wenn es unnatürliche Fesseln sprengt, die ihm von denen angelegt wurden, die Furcht vor der Wahrheit haben mußten.

Politische Rundschau.

Frankreich.

* Die „Wiener Allgemeine Zeitung“ meldet aus Kopenhagen: Die dortigen französischen Diplomaten äußerten unüberhöhen ihre Erbitterung gegen Russland, dessen Leistungen in keinem Verhältnis zu dem vom Frankreich gebrachten finanziellen Opfern ständen. Nach dem Krieg sei eine Neuorientierung der französischen Politik unerlässlich, wobei Frankreich die Allianz mit Russland nicht mehr erneuern werde.

Italien.

* Der Mailänder „Avanti“ stellt das Risiko der zivilen Kriegsnotunterstützung Italiens fest. Das Land habe erst die wenig kritische Periode des Krieges hinter sich. Es bestehe kein Zweifel, daß bei der Fortdauer des Krieges die wirtschaftliche Lage sich erheblich verschlimmere. Alle Industriezweige ständen vor einer schweren Krise. Die erforderlichen Mittel müßten geholt werden, wo sie vorhanden sind. Die Einführung einer Kriegsteuer auf Vermögen sei notwendig, ebenso sei ein besseres Zusammenarbeiten der Regierung mit den Hilfskomitees nötig, bei denen große Unordnung herrsche.

Russland.

* Die Finanzkommission der Duma billigte die Vorlage der Regierung bezüglich der Einführung der Einkommensteuer. Einkommen über 1000 Rubel sollen eine feste Tage von 6 1/2 Rubel, Einkommen von 1000 Rubel eine Steuer von 325 Rubel zahlen. Für Einkommen von 100 000 Rubel sind 6000 Rubel Steuer zu entrichten. Bei Einkommen von über 100 000 Rubel sind für jede weiteren 10 000 Rubel 650 Rubel zu erheben.

Balkanstaaten.

* „Chronos“ meldet aus Saloniki, König Konstantin habe dem Ministerpräsidenten gegenüber erklärt, keine Handbreit griechischen Landes dürfe abgetreten werden. Wenn die Unverletzlichkeit des Landes bedroht werde, stelle er sich trotz seiner unverheilten Wunde an die Spitze seiner Soldaten.

* Wie der „Bukarester „Eteagui“ aus Nisch meldet, üben die Gesandten des Biververbandes unausgesetzt einen Druck auf den Ministerpräsidenten Paichitsch aus. Gemeinsam und auch einzeln erscheinen sie bei ihm und versuchen ihn zu überreden, die Forderungen Bulgariens zu erfüllen; sie drohen für den entgegengesetzten Fall mit schweren Folgen für Serbien. Die in der Provinz weilenden Mitglieder der Skupstina wurden telegraphisch nach Nisch zu einer Sitzung berufen. In einer von der oppositionellen Gruppe eingebrachten Konvention wurde gegen jede Gebietsabtretung energig protestiert. Das radikale Parteigang „Objekt“ betont, Serbien durchlebe in dieser großen Krise die schwersten Tage.

* Der diplomatische Vertreter Bulgariens in Durazzo, Pawlow, befindet sich auf dem Wege nach Sofia. Der Posten wurde ihm schweigend aufgehoben. Auch der russische Vertreter Petrow hat umlagert Durazzo verlassen. Ein diplomatisches Korps besteht dort nicht mehr. Damit ist auch der letzte Rest eines selbständigen Albanerstaates geschwunden.

Amerika.

* Das „Searsblatt“ New York American veröffentlicht zahlreiche Stimmen aus den Kongresskreisen um, welche die Gründung einer Liga neutraler Mächte zur Verfestigung der Rechte der Neutralen und zur Mitwirkung bei der Wiederherstellung des Friedens vorschlagen sowie ein Waffenaustruhverbot befürworten.

Gleiches Maß.

10] Roman von A. A. Lindner.

(Fortsetzung.)

Einmal vor Jahren hatte er die Macht einer starken Leidenschaft an sich erfahren und diese hatte ihn in das größte Unheil seines Lebens verwickelt. Nach dem Sturm, der damals über sein Leben gegangen, schien es, als ob alle die Seiten der menschlichen Natur, die sich den Freuden des Lebens verlangend entgegenstreckten, in ihm erstorben wären. Er glaubte überhaupt keinen Anspruch darauf erheben zu dürfen. Das hatte ihm trotz seiner jungen Jahre beinahe etwas Greisenhaftes gegeben. Berkehr hatte er fast gar nicht unterhalten und sich selbst in den Familien seiner Kollegen nicht mehr gezeigt, als die Sitte unbedingt erforderlich. Ja, er hatte ein wahres Talent im Erkennen von Vorwänden entdeckt, um unvollkommenen Gesellschaftseinschlüssen zu entgehen. So hatte sich allmählich die Meinung herausgebildet, Professor Olden sei zwar ein Lumen auf dem Gebiete der Augenheilkunde, im übrigen aber ein menschenscheuer Sonderling, den man am besten sich selbst überlasse.

Nach seiner Verlobung sah er sich nun genötigt, aus seiner Zurückhaltung mehr herauszutreten. Es blieb in Klara's großem Bekanntenkreis Besuche machen und erwirken, es regnete Einladungen, die man jetzt nicht einfach ablehnen konnte. Die Damen der Stadt waren überrascht, Olden bei näherer Bekanntschaft doch ganz anders zu finden, als sie erwartet hatten, und er seinerseits wunderte sich, mit welcher Bereitwilligkeit er sich diesen

neuen Anforderungen fügte, ja, daß ihm das ungewohnte Treiben sogar Vergnügen bereite. Er kam sich vor wie ein aus langem Schlaf Erwachter und war erstaunt, sich nicht etwa als Greis, sondern als heftig blühenden Menschen in der Vollkraft des Lebens wiederzufinden.

Jahrelang hatte er sich in der Reihenfolge alltäglicher Pflichten umgetrieben wie ein Karussellgaul, der geduldi und unverdrossen die Wache in Bewegung setzt, so lange die Drehorgel tönt, ohne sich darum zu kümmern, ob sein Karussell sich morgen noch an derselben Stelle drehen wird oder an einer anderen. Die Zukunft hatte ihm sein Kopfzerbrechen verursacht, er hatte sich nichts von ihr versprochen und sah allem, was etwa kommen mochte, mit vollendeter Ruhe, beinahe Gleichgültigkeit entgegen.

Das war jetzt mit einem Schlage verändert. Er ertappte sich alle Augenblicke beim Vau rohscher Zuständelöser. Und diese lustigen Baläfte bewohnte er nicht etwa allein, ein liebes, schönes Gesicht war immer neben ihm, und durch den Schleier der Zukunft, der sie einzuweisen nach verfallene, schienen fernerhin noch andere liebe Gesichter verheißungsvoll zu winken. Unter diesen erhellenden Einflüssen veränderte sich sein ganzes Wesen in augenscheinlicher Weise, selbst die spottliche, akademische Zugend sah keinen Anlaß mehr, ihn „Don Diego“ zu nennen. Der Spitzname schenkte unwillkürlich nicht mehr zu passen. „An Professor Olden sieht man so recht den legendären Einfluss des ewig Weiblichen“, meinte Heinz von Krufe. Er wußte wohl, daß er sich nicht mehr so sehr dem besagten Einfluss hatte, ihn schon seit den

Wänden der Tertia in einem chronischen Zustande von Verleibtheit erhalten.

Klara blühte in ihrem neuen Glück förmlich auf. Über ihrem ganzen Wesen lag es wie der Widerschein einer inneren Selbsterleuchtung und die verhaltene Leidenschaft gab ihren Augen ein eigenartiges Feuer, das das ganze Gesicht verklärte und verschönte. Olden betrachtete sie mit immer neuem Entzücken, das sich nur schwer in die Zurückhaltung fügen wollte, die ihm in Gegenwart Fremder seine schöne Braut unerträglich abwand. Alles, was nur entfernt an eine Schaustellung ihres Verhältnisses gemahnte, widerstrebte ihrer feinsinnigen Natur, und wenn des Nachmittags ein Besuch den andern abfolgte, so machte es ihr Scheinbar keinerlei Mühe, nicht anders als durch einen gelegentlich lächelnden Blick von ihrem Verlobten Notiz zu nehmen. Er war ganz anders gerichtet. Sein starkes Empfinden drängte es ungestüm, sich zu äußern, und es kam bei solchen Gelegenheiten vor, daß er in hellem Horn Rausch nahm, um unter dem Vorwande, nach einem Patienten zu sehen, wie toll in den Anlagen so lange herumzulaufen, bis er das Feld frei zu finden hoffte. Er mißgönnte Fremden jedes Wort und jeden Blick, den seine Braut ihnen schenkte, empfand es geradezu wie einen Eingriff in geheiligte Rechte. Mit jedem Tag glaubte er sie mehr zu lieben. Es war nicht so sehr ihre Schönheit, die ihn bezauberte, als ihr feingebildeter hoher Geist, ihre vielseitigen Interessen, ihr echt weiblicher Takt. O, wie ein Gefährtin würde sie abgeben, wenn endlich der Zwang dieses unerträglichen Interims überstanden war, und er sie mit in sein

eigenes Heim nehmen dürfte, um sie nie wieder zu lassen. Sie fühlte ihm die vollkommene Ergänzung seiner eigenen Verleibtheit, aus einer Welt von Frauen ausgewählt für ihn bestimmt. Wie hatte er es eigentlich all die langen Jahre ohne sie ausgehalten? Ja, unter solchen Verhältnissen lohnte es sich noch zu heiraten. Himmlischer Vater, was waren die Ehen, wie die meisten Menschen sie geschlossen, für ein jämmerlicher Notbehelf, im Vergleich zu dem Paradies, in das er einzutreten im Begriff stand.

Er hätte es, wie man sieht, in der Abschwänglichkeit mit jedem Primaner aufnehmen können. Es war das wohl die gewalttätige Reaktion seiner, im Grunde heiligen Natur gegen den Druck, den die Verhältnisse jahrelang auf ihn ausgeübt hatten. Wenn er in Paras-Rimmer trat, so war es ihm, als bliebe alles Unangenehme und Aufreißende seines Privatlebens und seines Berufes weit hinter ihm zurück, als käme er in einen stillen Hafen, dessen ruhige Gewässer kein Sturm je mehr zu bewegen vermochte. Und dies Glück sollte ihm bald tagaus tagein und immerdar beiseite sein, bis der Tod sie trennte. Ein ganzes Leben voll Glück: Der Gedanke hatte etwas Unheimliches, nicht für die gemeine Verleibtheit Passendes.

Ein paar Wochen vergingen, Wochen so voll von hellerer Geschäftigkeit und ionischem Glück, daß jeder Tag wie ein Fest erschien.

Der Professor hatte jetzt eine wichtige Beschäftigung, den Anlauf oder die Rieche eines Säules. Das ist für einen glücklichen Verlobten keine geringe Sache, und er betrieb sie mit allem Eifer, den die Gelegenheit erforderte.

Deutsche Methode.

— Beim Vormarsch in Russland. —

Das uns das feindliche Ausland Manoe-
ver-Originalität vorwirft und dennoch nichts
Hilferes und Besseres zu tun weiß, als uns
von A bis Z zu kopieren, ist eine der bester-
schickten in der schweren Kriegszeit. Vor
wenigen Tagen ist in dem großen liberalen
russischen „Nischni Slow“ ein langer Artikel
erschienen, der die deutsche Methode und der moderne
„Krieg“ erörtern, der wiederum zum Nach-
ahmen russischerseits anspornen soll und der
für uns deshalb von großem und aktuellem
Interesse ist, weil er in schönster Weise all
eine Kleinigkeit bei unserem Vormarsch in
Russland schildert, die man leicht unterschätzt,
die wir aber zweifelsohne unsere großen Er-
folge mit zu verdanken haben. Wir geben
hier einige Hauptstellen wieder.

„In mehr denn einer Hinsicht“, sagt das
russische Blatt, „sind die deutschen Angriffs-
kämpfe gegen Stawle (Schaulen) eine voll-
ständige Abhandlung über die Kunst des
Kriegsführens. Sie lehren uns die letzten,
modernsten Neuheiten Deutschlands. Wie
schon, schreiten die Deutschen in jeder Weise
voraus; kaum haben sie eine neue Stellung
eingenommen, so besetzen sie diese derart, daß sie die
Verteidigung des Ertrugenen notwendigen
Stellen auf ein Mindestmaß zurückführen.
Die Schützengräben der Deutschen sind er-
staunlich sauber gehalten und verhältnismäßig
sehr tief; alle dreißig, vierzig Schritt findet
man ein Maschinengewehr. Aber hinter den
Schützengräben artikulieren die bewaffneten
Mannschaften, um die notwendige Munition
zu verteilen, wo man ihrer bedarf. So ist
immer alles reich zur Hand, während ein
Kampfbild und ein Durcheinander vermieden
wird. Nur nichts Überflüssiges im Schütz-
engraben, dafür aber Raum, Licht, Luft, Sauber-
keit! Niemand würde es wagen, seine eigene
Position aufzuweisen, ohne dazu berechtigt zu
sein; wir haben im Januar in Ostpreußen
russische Gefangen genommen, die seit Tagen
nicht gegessen hatten, aber die eigene Position
war immer noch unberührt — hieran kann
man die Disziplin dieser Deutschen erkennen.“

Bei Tilsa verwenden die Deutschen ge-
wöhnliche Kraftwagen, in denen geschützter Koff-
erbehälter befindet sich, mit dem die Schütz-
engräben ausgehauet und gegen Geschosse un-
verwundbar gemacht werden. Aber diesen Kraft-
wagen läßt man eine ganz andere Aufgabe zu:
sie sind mit wasserdichten, riefenartigen Be-
schlüssen versehen, die dem deutschen Soldaten
ein vollständiges, ja oft sein tägliches Bad
ermöglichen. Die schweren Bedingungen des
modernen Krieges gewähren allen möglichen,
abweichenden Krankheiten Vorzug. Um gegen
diese anzukämpfen, sehen es diese Deutschen
sehr peinlich an, Sauberkeit ab. Hinter den
Schützengräben findet man überall Verord-
nungen angeschlagen, in denen die Sol-
daten mit schweren Strafen bedroht werden,
daß sie nach einem Ruhetag mit einem
schmutzigen Hemd etwa wieder zur Front
kommen. In den Schützengräben selber
werden mit Zement bestrichene Boden einge-
legt, die mit Wasser gefüllt werden und in
denen sich die Soldaten täglich baden, waschen
und waschen. Dies ist ihnen derart zur
Gewohnheit geworden, daß, falls wir deutsche
Kriegsgemeinschaften machen, deren erste Bitte bei uns
immer ein Bad ist. Diese Deutschen halten
ihre Schützengräben so sauber wie ihre
Küchen. Und dann finden wir in jedem deut-
schen Schützengraben ein breites Bett, das
aus Holz dient. Bei uns hatte niemand je
dieses Idee. Unsere Soldaten essen auf
ihren Knien, werfen die Brotkrumen oder die
eigenen Knochen und sogar ihr Essen,
das sie satt sind, einfach zu Boden. Und so
verwandeln sich ihre Schützengräben reich
an große Abfälle und Schmutzgruben. Bei
den Deutschen ist es ganz anders.

Besser zielt man auf ihnen darauf hin,
daß wenig Soldaten wie nur möglich in
Schützengräben zu haben; man will nicht, daß
die Soldaten in überflüssiger Weise der Ver-
wundung ausgesetzt sind. Aber überall sind
Wunden ausgeheilt. Bei geringsten Alarm tritt
die Telefonie in Wirkung, wie überhaupt die
deutschen Schützengräben buchstäblich mit
telephonischen Drähten überpannt sind. Alle
Verfehle werden telephonisch übermittelt, was

eine große Ersparnis an Offizieren bedeutet,
da zum Überbringen der Befehle keine mehr
notwendig sind. Um keine Kanonen zu ver-
lieren, bedienen sich diese Deutschen wiederum
der gewaltigen Kraftwagen. Unsere Offiziere
waren anfangs sehr erstaunt: sie hatten einen
deutschen Schützengraben oder eine deutsche
Stellung erobert, fanden aber nur wenige
deutsche Soldaten vor und überhaupt keine
Kanonen, keine Maschinengewehre und keine
Munition! Wo war all das hingelommen?
Wir haben es erst später erfahren: diese
Deutschen haben gepanzerte Kraftwagen, die
während des Kampfes mit Munition vollge-
propf sind. Aber bei der geringsten Gefahr
für die Kanonen — besonders für die schweren
Kanonen — werden diese mit Ketten an die

Genossenschaft zur gemeinsamen Beschaffung von
Lebensmitteln beschossen. Die Geschützanteile
dieser Städte wurden auf zusammen 100 000 Mk.
festgelegt. Der Beitritt anderer Städte ist vor-
gesehen. Der Sitz der Gesellschaft und die Ge-
schäftsleitung befinden sich in Mannheim.

Von Nah und fern.

Berufung eines deutschen Gelehrten.
Wieder hat ein deutscher Gelehrter seine Be-
rufung an die Universität in Konstantinopel
erhalten, und zwar der Oberlehrer des
Griechisch-Gymnasiums, Privatdozent für
Botanik an der Griechisch-Universität,
Dr. Erich Veld. Der Gelehrte Veld, der als
Kriegsfreiwilliger im Felde stand, ist durch

Generalfeldmarschall v. Mackenien bei den Oesterreichern.



In der Armeegruppe des Generalfeldmarschalls
v. Mackenien kämpften auch sehr viele österreichisch-
ungarische Truppeneinheiten. Sie hatten ihre
Waffenbrüder mit ihren deutschen Kameraden
und hielten getreulich, die russischen Massen nieder-
zuwerfen. Selbstverständlich bringt der Feld-

marschall den österreichisch-ungarischen Truppen
das selbe Interesse entgegen wie den Deutschen, er
besucht häufig die Stützpunkte der Oesterreicher und
Ungarn und steht die Offiziere und Mannschaften
in das Gespräch.

Kraftwagen angehängt und abgeführt, sodaß
wir das Nachsehen haben! Je weniger deutsche
Soldaten in der Feuerlinie, umso größer die
Zahl von Kanonen und Maschinengewehren.
Dichte Reihen von Maschinengewehren, tiefe
Reihen von Soldaten! — das ist ihre Lösung.

Man verbietet dem deutschen Soldaten zu
schreiben, bevor er seine Ruhe wiedererlangt
hat. Wenn die Nerven wieder ausgepannt
sind, dann erst verteilt man ihnen Briefbogen
mit der Mahnung: „Reicht Euch zusammen,
beunruhigt nicht mit Euren Briefen die Eltern
und die Geschwister.“ Kurz und gut, bei
diesen Deutschen ist für alles vorgeordnet, und
alles ist vorausgesehen: von der Brotkrume,
die nicht weggeworfen werden darf, bis zum
Briefbogen, der erst zur richtigen Stunde
ausgegeben wird. In der Tat, dies ist ein
Krieg, bei dem Deutschland mit seiner ganzen,
echten Seele dabei ist und zugleich mit seinem
ganzen Sinn. So weit der „Nischni Slow“.
Man kann diese Ausführungen in der Wahrheit
zusammenfassen, daß unser Krieg der Sieg der
Qualität über die Quantität ist. Russland,
Frankreich und England brachten den Krieg
vom Raum, weil sie vom Glauben an die all-
mächtige Zahl belagert waren. Dieser
Glaube hat sich als das erwiesen, was er ist
als ein Wahn. (Spezial: O. R. L. S. III.)

Volkswirtschaftliches.

**Städtevereinskammer zum Zwecke der Lebens-
mittelversorgung.** Bei einer Zusammenkunft der
Oberbürgermeister von Mannheim, Karlsruhe,
Pforzheim, Heidelberg und Ludwigshafen a. Rh.
in Heidelberg wurde die Gründung einer Einkaufs-

einen Schenkelausschuss verwundet worden. Er
gedenkt, dem Rufe Folge zu leisten.

**Vorgehen gegen die Verteuerung der
Lebensmittel.** Der Magistrat von Potsdam
hat beschlossen, den Verkauf von Seringen und
Schneideknäulen zu übernehmen, da die Kauf-
leute für beide Lebensmittel Preise nehmen,
die als zu hoch angesehen werden. Der
Magistrat wird versuchen, genügend Waren
auswärts zu kaufen, um sie dann an Bürger
abzugeben. Mit den Reiseeinkäufen, die der
Potsdamer Magistrat schon vor einigen
Monaten befragte, sind gute Erfolge erzielt
worden. Ferner ist beschlossen worden, Höchst-
preise für Butter festzusetzen.

Schützengräben im Schützengraben. Beim
Ausheben eines Schützengrabens an der West-
front fand der Russe Anton Ercanion von
Oberrod über 200 Franken in Gold und Wert-
papiere von zusammen 80 000 Frank. Man
nimmt an, daß es sich hier um einen Schatz
handelt, den Bewohner aus Furcht vor dem
Feind vergraben haben.

**Von der Transmission erfasst und ge-
tötet.** Auf dem Bräunberg bei I in
Moldau wurde der Lagerarbeiter Albin
Schneider beim Auflegen eines Klemmens von
der Transmission erfasst und herumgeschleudert,
wodurch ihm die Wirbelsäule gebrochen wurde.
Der Unglückliche war sofort tot.

**Deutsche Krankenschwestern in den
Bermatter Alpen.** Eine hochberühmte Ge-
lehrte hat der Schweizer Hotelbesitzer Seiler
in Bermatt (Basel) befunden. Durch den
Kurator der Bonner Universität, Geheimen

Oberregierungsrat Ebminghaus, übermittelte
er dem Vaterländischen Frauenverein Stadt-
kreis Bonn eine Einladung an eine größere
Zahl Schwestern, sich in der herrlichen Ber-
matt Alpenwelt als Gäste der Familie
Seiler zwei bis drei Wochen von dem an-
strengenden Krankenpflegeberuf zu erholen.
Zehn Schwestern sind bereits nach Bermatt
abgereist, weitere werden folgen.

Explosion in einer Munitionsfabrik.
In den Munitionsfabriken in Beloeil in
Quebec hat wieder eine Explosion statt-
gefunden, durch die großer Materialschaden
angerichtet wurde. Sechs Personen sind ernst-
haft verletzt worden. Das Unglück ist zweifel-
los absichtlich herbeigeführt worden, denn in
der gleichen Fabrik hat vor einigen Wochen
schon eine Explosion stattgefunden.

Gurken als holländische Liebesgabe.
Der Bund der holländischen Gärtner hat
als Liebesgabe für das Rote Kreuz in Berlin
100 Berliner Gurken gestiftet, die in einem
mit den holländischen Nationalfarben reich
dekorierten Wagen, der außerdem mit Gir-
landen und Blumen geschmückt war, verladen
wurden. Eine Konservenfabrik in Wehensee
hat dem Rote Kreuz die Sendung abgekauft
und dafür einen namhaften Preis gezahlt.

Die siebente Großmacht.

Der Krieg und das englische Zeitungswezen.

Die schwere Schädigung, die der englischen
Presse durch den Krieg erwachsen ist, wird in
einem Artikel eines englischen Zeitungsunter-
nehmers dargestellt, den die „Daily Mail“ ver-
öffentlicht: „Das Publikum ist bei uns der
irrigsten Ansicht, daß unsere Zeitungen durch
den Krieg reich werden. Dies ist aber falsch
widerlegt und in das Gegenteil verwandelt,
wenn man bedenkt, daß die Zeitungen nicht
von dem geringen Verkaufspreis, sondern von
den Anzeigen leben. Unsere Zeitungswelt ist
unbedingt in einem Prozess des Niederganges
begriffen. In der Provinz sind zahlreiche
Zeitungen bereits ganz eingegangen oder
wenigstens auf eine wöchentliche Ausgabe be-
schränkt worden. Die größte englische Zeitung,
die „Times“, die vor einem Jahre 20 bis
30 Seiten stark war, ist heute bereits auf die
Hälfte ihres Umfangs beschränkt worden.
Und dabei ist die „Times“ nicht einmal in dem-
selben Maße von den Anzeigen abhängig wie
die anderen Zeitungen, da sie eine große Zahl
offizieller Anzeigen, die mit Regierung, Recht-
sprechung und Finanz in Verbindung sind,
sowie noch verschiedene andere Quellen
hat, die den übrigen Zeitungen nicht zur Ver-
fügung stehen. Wenn aber die „Times“ trotz
dieser Vorteile ihren Umfang so sehr ver-
mindern muß, wie soll es dann in Zukunft
den anderen Blättern ergehen? Diese Frage
läßt als schwere Sorge in den Direktions-
büros sowohl der Londoner wie auch der
Provinzialzeitungen.

Da nun kommt, daß nicht nur die Einnahmen
der Zeitungen gesunken, sondern die Ausgaben
— besonders bei den unternehmenden Blät-
tern — stark in die Höhe gegangen sind. Die
Erhaltung kostspieliger Vertriebsnetze und der
ausgedehnte Telegraphendienst sind eine
schwere Bürde in einer Zeit, da das Publikum
sich kaum entschließen kann, Anzeigen auszu-
geben. Die Geschäftsleute, die für die Regie-
rung und die Armeeverwaltung arbeiten,
können auf öffentliche Anzeigen verzichten;
und die anderen warten von Monat zu Monat
ängstlich auf die Weiterentwicklung des Krieges.
Auch darf man die Abhängigkeit der Zeitung
vom Material nicht unterschätzen. Das Papier,
auf dem die englischen Zeitungen gedruckt
werden, stammt zum großen Teil aus Schweden.
Eine Erklärung zwischen England und Schweden
würde ein Erlöschen der englischen Presse zur
Folge haben. Auch sind die Beförderungs-
verhältnisse und die verringerte Zahl der
Arbeitskräfte als große Gefahr zu betrachten.
Die meisten englischen Zeitungen und Zeit-
schriften arbeiten bereits mit Verlust, und es
ist sicher, daß die nächsten Wochen in der
englischen Zeitungszeit außerordentliche Über-
rassungen bringen werden. Zahlreiche
Zeitungen, die man bisher für unerschütterlich
hielt, werden vom Schmelz der Öffentlichkeit
verschwinden müssen.“

Bisher war er gegen seine Umgebung ziemlich
abgeschlossen gewesen. Seine Zimmer im zweiten
Stock eines allmodischen Hauses mitten in der
Stadt hatten manche Mängel, aber er empfand
sie warm und zog sie jedenfalls den Unbequem-
lichkeiten eines Umzuges bei weitem vor. So
angenehm war es in dieser Beziehung bisher ge-
wesen, so möglich und schwer zu befriedigen
ward er jetzt. Das eine Haus lag zu frei, das
andere zu versteckt und sonnenlos, dies schien
in fruchtbarer, jenes den Ostwinden zu sehr
ausgesetzt. Die Vorfälle, die er Frau von
Mörching über dies Thema zu halten pflegte,
schienen dieser oft endlos, und sie fühlte sich
im stillen nicht wenig erleichtert, als Oden
endlich eine Wahl getroffen hatte und die Ge-
heime über das Haus zur Abwechslung solchen
bei dessen Einrichtung Platz machten.

Sein Interesse an jeder geringfügigen
Einzelheit amüsierte sie immer von neuem.
Dieser erste Mensch, der oberflächlichen Beob-
achtung sogar für etwas feiner galt, entfaltete
sich geradezu rührende Teilnahme für jeden
selbst leuchtend glänzenden Tischfüßler oder Ger-
äten, der ihm zufällig unter die Augen kam
und verfolgte ihre weiteren Schicksale mit einer
unermüdlichen, die für schwere wissenschaft-
liche Fragen ausgereicht hätte. Jeder Tag be-
schäftigte ihn mehr in der Gunst der Regierun-
gsämter.

„Ich muß gehen“, sagte sie einmal
im Vertrauen zu einer Freundin, „daß ich an-
fangs nicht ganz sicher war, wie man im
bürgerlichen Verkehr mit ihm zurecht kommen
mußte, aber wenn ich irgendwelche Besuche
machen in dem Stadte, so hat er sie mir
schon zurecht. Ich habe wirklich schon gana

mütterliche Gefühle ihm gegenüber und freu-
te mich aufrichtig, daß Maria ihn gewählt hat.“

Oden war nicht eigentlich das, was man
so einen guten Gesellschaftler nennt, dazu fehlte
ihm der leichte Wit und die Fähigkeit, auch
über seine Nichtigkeiten zu plaudern. Dagegen
gab es nicht leicht einen besseren Erzähler als
ihn, wenn es sich um wirklich interessante und
wissenswerte Dinge handelte, und seine Unter-
haltung war dann stets anregend und fördernd.
Seine vielseitigen Interessen eröffneten dem
Gespräch ein weites Feld, abstrakte Dinge,
Literatur und Kunstangelegenheiten folgten
sich und machten die Abende in seiner Gesell-
schaft geradezu genussreich. Ihm selbst machte
es Freude, von Maria zu sprechen, sie in seine
Anschauungen und Lieblings-theorien einzu-
weihen und dagegen die ihrigen zu hören.
Sie hatte ein sehr sicheres selbständiges Urteil
und wußte ihre Meinung immer gewandt zu
verteidigen.

Aber noch ein anderes kam hinzu,
die Anziehungskraft dieser Stunden zu
erhöhen, ein etwas, nur ihm allein be-
kannt, von seltsamen, nervenaufregenden
Reiz, trotzdem er sich dessen Bewußtsein
voll bewußt war. Ein fortwährendes Vor-
beugen, Ausweichen, auf der Hut sein, zugleich
peinigend und faszinierend. Es glich den
Gefühlen eines Hazardspielers, der die gleich-
große Möglichkeit vor sich hatte, alles zu ge-
winnen oder alles zu verlieren. Nur einmal,
im Eifer des Gesprächs verließ ihn seine Vor-
sicht. Man hatte von einem Gemälde ge-
sprochen, das Frau von Mörching im Berliner
Museum gesehen zu haben meinte, und von
dem Oden behauptete, es befände sich in der

Bibliothek. Sie blieb hartnäckig bei ihrer
Meinung, bis der Professor etwas ungeduldig
austrief: „Aber ich bitte Sie, Tante Emma,
ich habe ja selber in München hundertmal da-
vorbestanden, also muß ich's doch wissen.“
„Wie kommt es doch Mädchen?“ fragte
Maria harmlos. „Darauf hast du mir ja noch
nie erzählt, und gerade das würde mich inter-
essiert haben. Hast du in meiner Vaterstadt
studiert?“

Er fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfen
stieg.
„So geht's einem, wenn man übertriebt“,
sagte er, bemüht, seiner Verlegenheit Herr zu
werden. Natürlich bin ich nicht hundertmal
in der Bibliothek gewesen und kenne München
auch nur so, wie — nun, wie viele es kennen.“
Ein eben gemeldeter Besuch überhob ihn
weiterer Frage und Antwort, aber er fühlte
sich für den Rest seines Besuches verstimmt
und ergriff die erste Gelegenheit, um sich unter
einem plausiblen Vorwand zu entfernen.

Die Hochzeit war für Ende Januar fest-
gesetzt gewesen, aber die vernünftigen Vorbe-
reitungen sollten noch eine unerwartete und
unliebsame Störung erleiden. Kurz nach Be-
ginn des neuen Jahres erkrankte Frau von
Mörching an Gelenkrheumatismus. Wenn es
zum Glück auch kein schwerer Fall war, so
war das Abet doch äußerst schmerzhaft, und
vertraut langwierig zu werden. Die Kranke
bedurfte nicht nur, sondern war in ihrer Be-
wegungslosigkeit auch ganz von Maria ab-
hängig. Daß unter diesen Umständen die
Hochzeit verschoben werden müsse, war selbst-
verständlich, aber der kleine Zwischenfall ver-
ursachte Oden eine Erregung und bittere

Enttäuschung, die zu dem Mißgeschick in gar
keinem rechten Verhältnis zu stehen schien.

„Bist du denn niemals mehr werden?“
rief er heftig.

„Ich bitte dich, Mar, mache mir doch etwas,
das sein muß, nicht schwer. Und dann, wie-
viel Aufschub kann denn diese Krankheit verur-
sachen! Das läßt sich schon übersehen.“

Gelenkrheumatismus ist tödlich, man weiß
wohl, wann er kommt, aber nicht, wenn er
wieder geht.“

„Set doch nicht solch Unausgesprochenes, Mar.
Selbst wenn wir auch vier bis sechs Monate
warten müßten, so —“

„Aber bis sechs Monate? Mein Gott, das
halt ich nicht aus!“

Er sprang auf, stellte sich, den Rücken ihr
zugekehrt, an das Fenster und nagte an der
Lippe. Offenbar unterdrückte er nur mit Mühe
einige sehr heftige Worte.

Sie schwieg und ließ ihm Zeit, mit seiner
Enttäuschung fertig zu werden. Als er sich
anscheinend etwas beruhigt fühlte, fing sie an:
„Ich weiß, du möchtest ja fordern, daß ich
schon jetzt zu dir käme, aber nicht wahr, du wirst
auf dein Recht verzichten, mir zuzuliebe. Mar,
ich kann Tante Emma jetzt nicht verlassen. Es
wäre eine Rücksichtslosigkeit, ja Grausamkeit, die
ich mir nie vergeben könnte. Bedenke, was sie
für mich getan hat, was ohne sie aus mir ge-
worden wäre. Leide mich dir noch ein
Wetterschen. Die Zeit, bis ich dir ganz an-
gehören kann, vergeht ja schnell. Das Ver-
langen nach dem eigenen Glück darf uns doch
nicht lieblos gegen unsere beste Freundin
machen. Das kann nicht dein Wille sein, Mar.“

62 10 (Fortsetzung folgt.)

Danksagung.

Für die so zahlreichen Beweise wohlthuerender Teilnahme bei dem Tode und der Beerdigung meiner innigstgeliebten, unvergesslichen Gattin, unserer guten, treu besorgten Mutter, Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau

Barbara Wagner

geb. Gutjahr,

sagen wir hiermit unseren tiefgefühltesten Dank. Ganz besonderen Dank den barmherzigen Schwestern, den Kamerädinnen und Kameraden der Verstorbenen sowie der werten Nachbarschaft. Dank auch für die hübschen und zahlreichen Kranz- u. Blumenspenden.

Flörsheim, den 18. August 1915.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:
i. d. N. Martin Wagner u. Kind.

Gesundes Blut!

frisches, blühendes Aussehen, allgemeines Wohlbefinden, verschafft eine Kur mit Dr. Buseb's echten Wachholder-Extrakt. Die wohlthuernde Wirkung des Wachholder-Extraktes auf den gesamten Organismus ist seit altersher bekannt und geschätzt. Man verlange Prospekt in der Drogerie. Erhältlich in Fl. à 1.50 Pf. Kur bei:

Drogerie Schmitt.

Druck- sachen

für alle Zwecke
fertig an

Heinrich Dreisbach
Buchdruckerei
Karlshäuserstraße 6.

Grosser

Zucker - Abschlag!

Kristall-Zucker

Pfund 27 Pfennig, bei 10 Pfund 26 Pfennig

Gries-Zucker

Pfund 27 Pfennig, bei 10 Pfund 26 Pfennig

Sut-Zucker

Pfund 27 Pfennig
empfiehlt

B. Flesch

Geschäfts-Empfehlung.

Den werten Einwohnern von Flörsheim und Umgebung empfehle ich mich zu

Reparaturen von Waschmaschinen und Körben.

Desgl. zur Neuauferlegung von Rahmen und Körben in jeder Größe. Da ich mein Handwerk im Zustand gänzlicher Erblindung um nicht auf bloße Wohlthätigkeit angewiesen zu sein, erlernt habe, hoffe ich mich eines regen Zuspruchs erfreuen zu können.

Korbmacher Wilh. Häberle
Flörsheim, Untertaunusstr. 19.

Danksagung.

Für die vielen Beweise wohlthuerender Teilnahme bei dem Tode und der Beerdigung unserer unvergesslichen Mutter, Großmutter, Schwiegermutter, Schwester, Schwägerin u. Tante, Frau

Anna Maria Dienst

geb. Bauer

sagen wir hiermit Allen unseren tiefgefühltesten Dank. Ganz besonderen Dank sagen wir den barmherz. Schwestern sowie der werten Nachbarschaft für die bereitwillige Hilfeleistung. Dank auch für die hübschen Kranz- und Blumenspenden.

Flörsheim, den 18. August 1915.

Die tieftrauernden Kinder.

H. Frankfurter Würstchen

Frankfurter Würstwaren

rohen und gekochten Schinken

u. Schweinefleisch u. Würstfett, Dörrfleisch etc.

Franz Racky, Eisenbahnstr. 60.

Eine schöne 2 Zimmer - Wohnung
mit Küche und Balkon, elektr. Licht, Gas,
Wasserleitung ist zu vermieten.
Näheres in der Expedition d. Bl.

Käthi Ditterich

Kaufhaus am Graben

Kurz-, Weiß-, Woll- und Mode-Waren
Einkaufszentrale:

Log und Soherr für über 75 Zweig-Geschäfte
Preise und Qualität genau wie im Hauptgeschäft.
Flörsheim, Grabenstr. 20.

Zum versprochenen Tag:

Für Herren:

Weisse Stärkhemden, Maccohemden mit weisser u. bunter Brust, Kravatten, Kragen, Manschetten, Vorhemden, Handschuhe in Stoff und Glacee.

Für Damen:

Lange und kurze Halb- und Finger-Handschuhe, weiss, schwarz und farbig, Strümpfe schwarz, braun und bunt, glatt und durchbrochen, weisse Hemden, Hosen, Unter-Röcke, Unter-Tailen, Korsetts, Haarbänder in allen Farben, Spangen, Kamm-Garnituren usw., Jabots, Rocknadeln, Blusenadeln, Halsketten, besonders ausgewählte Sachen in Kopfränzchen, Ringeln, Sträußchen, Kerzen-Ranken, Kerzen - Kronen, Kerzen - Tücher, Völkchen und Blumenkörbchen, Fenstertücher mit Sprüchen.

Für Kinder:

Battistkleidchen, weisse und bunte Knabenblusen, Südwester, Battisthäubchen, Hemden, Hosen, Unter-Röckchen, Korsettchen, wollene und baumwollene Strümpfe in schwarz und braun, große Auswahl in hell und dunkel Kinder-Söckchen.

Große und kleine Fahnen-Quasten, Fahnen-Franzen, Fahnen-Körte, Fahnen-Stoff, Tisch-Läufer usw. usw.

Tisch- und Kommoden-Decken in Tuch und Waschstoff. Vorhangstoff, Bris-bis, Gallerie-Borden in weiss und bunt.

Als Liebesgaben

für unsere tapferen Krieger
empfiehlt

Cigarren u. Cigarretten

Johann Gumb

Flörsheim, Grabenstr. 11.

Ansichtskarten. Schreibmaterial.

Dide gebrochene Spitz-Aepfel
per Pfund 10 Pf.

Neue Kartoffeln
zu Tagespreisen

empfiehlt

Ignaz Konradi

Kriegskarten- Atlas

enthaltend 10 Karten der verschiedenen
Kriegsschauplätze.

Handliches Taschenformat.

Große Maßstäbe. Vielfarbige Drucke.

Praktische Liebesgabe.

Preis 1.50 Mark.

Zu beziehen durch die
Geschäftsstelle der „Flörsch. Zeitung“.

Zur gefl. Beachtung.

Der geehrten Einwohnerschaft von Flörsheim diene zur gefl. Nachricht, daß ich, so wie bisher meine Schwiegermutter, Frau Anna Maria Dienst,

bei vorkommenden Anlässen
Bestellungen auf Kränze u.
Binde-Arbeiten

annehme und bestens ausführe. Ich werde bemüht sein die mir zu Teil werdenden Aufträge stets prompt zu erledigen und gleich wie die Verstorbenen, meine Kunden gut und reell zu bedienen. Hochachtungsvoll

Frau Wilh. Dienst
Bleichstraße 7.

Täglich anlangend

frische reinschmeckende Bayrische
Land-Eier

von 12 1/2 Pf. per Stück an.

Prima

Land-Butter

per Pfund Mk. 1.80.

Reine ausgelassene

Schmelz-Butter

per Pfund Mk. 1.70

la. Limburger in ganzen Steinen Pfund 65 Pf.

**Hoffmann's Eier- u. Butter-
Handlung, Mainz, Augustinerstr. 18**

Kastel, Mainzerstraße 13.

Schirmreparaturen

werden sauber und sachgemäß ausgeführt von
Hermann Schütz, Drechslermeister.